

SUSAN PETERSON
Die weiße Aborigine

Buch

Clara kann es nicht glauben: Ihr Urgroßvater soll ein Aborigine gewesen sein. Eine blutverschmierte Gewehrkugel in einem uralten Lederbeutel bestätigt das Ergebnis des Gentests. Außerdem entdeckt sie darin einen rosafarbenen Stein, der sich als kostbarer Diamant entpuppt. Von Neugier angetrieben, mehr über die Vergangenheit ihrer Familie herauszufinden, reist Clara nach Australien. Dort begibt sie sich zu dem Ort, an dem Jandamarra, ein einheimischer Freiheitskämpfer, und Lore, ihre Urgroßmutter, sich 1895 kennen und lieben lernten.

Behilflich auf ihrer Spurensuche ist Clara der junge und attraktive Rechtsanwalt Yagan, in dessen Adern ebenfalls Aborigineblut fließt und der sich in der Gegend ziemlich gut auszukennen scheint. Dabei ahnen die beiden jedoch nicht, dass sie in der menschenleeren Einöde des Kimberley-Plateaus bald um ihr Leben kämpfen müssen.

Autorin

Susan Peterson wurde 1955 in Erlangen geboren und lebt in Süddeutschland. Ihre Recherchen über die Kolonisierung Südaustraliens und die dortigen Aborigines inspirierten die Ethnologin zu ihren gefühlvollen, aber auch abenteuerlichen Australien-Romanen.

Von Susan Peterson sind bereits erschienen:

Wenn der Eukalyptus blüht (37688)

Die roten Blüten der Sehnsucht (37905)

Der Duft der wilden Akazie (38132)

Susan Peterson

Die weiße Aborigine

Australien-Saga

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe Februar 2015 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2015 by Blanvalet Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagmotiv: www.buerosued.de

Redaktion: Gerhard Seidl, text in form

UE · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38341-2

Besuchen Sie uns auch auf

www.facebook.com/blanvalet und www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

www.blanvalet.de



»Soll das ein Witz sein?« Im ersten Moment glaubte Clara, sich verhört zu haben. »Das ist völlig unmöglich.«

»Es ist aber so.« Dr. Baumgärtner sah nicht sie an, sondern studierte mit leichtem Kopfschütteln die diversen Ausdrücke vor ihm auf der Tischplatte. Für einen Außenstehenden waren es nichts als willkürlich anmutende, bunte Striche. Ein Code, der nur für Eingeweihte lesbar war. Und ein Code war es tatsächlich: Claras Genom.

Alle Mitarbeiter des Labors *Dr. Baumgärtner und Kollegen* mussten eine DNA-Probe abgeben, die archiviert und bei Verdacht auf Kontamination durch Fremd-DNA mit der fraglichen Außenprobe abgeglichen wurde. Clara hatte schon gar nicht mehr daran gedacht, dass sie auf der Einverständniserklärung angekreuzt hatte: »Ja, ich möchte über alle Besonderheiten informiert werden.« Es war ihr erst wieder eingefallen, als die Sekretärin, Frau Graf, vorhin gesagt hatte: »Ach, übrigens, der Chef will Sie noch sprechen. Irgendwas mit Ihrer Probe ...«

Vor Schreck war ihr beinahe die Pipette aus den Fingern geglitten, mit der sie gerade eine Pufferlösung vorbereitete. Hatte er etwas gefunden? Hätte sie bloß nicht dies verfluchte Kreuz gemacht! Es gab so schrecklich viele Krankheiten. Wollte sie wirklich wissen, ob sie später einmal Parkinson bekommen würde? Oder die Anlage zu Diabetes zwei in ihr lauerte?

Vor Dr. Baumgärtners Tür hatte sie sich zwingen müssen, anzuklopfen. Am liebsten hätte sie kehrtgemacht. Sie könnte ihm immer noch sagen, sie hätte es sich anders überlegt, hatte sie sich Mut gemacht. Andererseits ...

»Ah, da sind Sie ja, Frau Berkmann. Bitte, nehmen Sie Platz.«

Clara hatte versucht, in seinem Gesicht zu lesen, während er mit nervtötender Umständlichkeit in den diversen Papierstapeln blätterte. Irgendwie wirkte er nicht beunruhigt. Eher erstaunt.

Sie war auf alles eingestellt gewesen. Nur nicht auf das, was er eben gesagt hatte: »Wussten Sie, dass Sie einen australischen Aborigine in ihrer Ahnenreihe haben?«

Ihr Protest ließ ihn begütigend lächeln. »Ich verstehe, dass es unglaublich klingt. Sehen Sie her.« Er drehte einen der Ausdrucke so um, dass sie direkt auf einen dick mit Filzstift umrandeten Bereich der bunten Striche sah. »Hier: Sie haben eine sehr interessante Sequenz auf dem Abschnitt des Chromosoms 18. So ungewöhnlich, dass ich der Sache nachgegangen bin. Und in der HapMap-Datenbank wurde ich tatsächlich fündig: Diese Abfolge ist so absolut typisch, dass es keinen Irrtum geben kann. Zudem passen auch ihr Rhesusfaktor und die Blutgruppe.« Er interpretierte Claras verständnislosen Blick richtig und fügte hinzu: »Aborigines sind zu nahezu hundert Prozent rhesuspositiv und besitzen zu sechzig bis siebzig Prozent die Blutgruppe o. Anfang des 20. Jahrhunderts hat man ziemlich viel auf diesem Gebiet geforscht.«

»Irgendwie muss die Probe verunreinigt worden sein.«

Dr. Baumgärtners Lächeln erlosch. Er musterte sie streng. »Das möchte ich jetzt nicht gehört haben, Frau Berkmann. Wenn ich den geringsten Zweifel an dem Ergebnis hätte, hätte ich Sie nicht zu mir gebeten.«

Clara spürte, wie ihre Wangen schlagartig heiß wurden. »Natür-

lich. Entschuldigen Sie. Es kommt mir nur so absolut verrückt vor. Kann es nicht eine Mutation sein?»

Dr. Baumgärtner schüttelte den Kopf. »Wie sagt Sherlock Holmes so schön? Wenn man das Unmögliche ausschließt, muss das, was übrig bleibt – so unwahrscheinlich es auch erscheinen mag – die Wahrheit sein. Ich vermute eher eine Samenspende. In den Achtzigerjahren haben viele Frauen auf amerikanische Samenbanken zurückgegriffen, die leider nicht immer darauf achteten, ob der Spender auch passte. Sie müssen bedenken, damals begnügte man sich mit der Selbstauskunft. Sprechen Sie mit Ihren Eltern.«

»Das wird nichts bringen. Ich bin meinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten.«

Dr. Baumgärtner überlegte. »Vielleicht über eine Ihrer Großmütter? Im Krieg waren auch ein paar australische Truppen in Europa«, schlug er dann vor. »Sehr viel weiter zurück wird wohl nichts bringen, denn es war ein Mann, der Ihnen diese Sequenz vererbt hat. Sonst hätten wir Hinweise in der mitochondrialen DNA gefunden. Sie wissen ja: Urmutter Eva und ihre Töchter ...«

»Abgesehen davon ... Können Sie sagen, wie lange es her ist?«, fragte Clara.

»Dass dieser Aborigine seine DNA hinterlassen hat?« Dr. Baumgärtner schürzte die Lippen. »Selbstverständlich würde ich eine solche Schätzung nicht als wissenschaftlich bezeichnen. Nur aus Erfahrung und Gefühl heraus – vermutlich nicht mehr als vier bis fünf Generationen.« Er griff nach seinem Block und begann, in rasender Geschwindigkeit darauf zu kritzeln. »Hier sind Sie: X. Darüber die Elterngeneration X und Y. Darüber die Großelterngeneration – XXYY. Dann die Urgroßeltern – je vier X und Y. Und die Ururgroßeltern – je achtmal X beziehungsweise Y. Macht insgesamt, vorausgesetzt, wir lassen die Elterngeneration außer

Acht, vierzehn Y. Vierzehn Männer kommen infrage. Biologisch«, schränkte er penibel ein. »Das müssen jetzt nicht die Namen auf den Heiratsurkunden sein.«

Clara schluckte. Für Dr. Baumgärtner mochte es ja gut und schön sein, bei einer Mitarbeiterin australische Wurzeln entdeckt zu haben. Für sie selbst war es ein Schock. Schock war vielleicht nicht das richtige Wort. Sie fühlte sich wie früher, wenn Onkel Waldemar ihr wieder einmal ein Geschenk mitgebracht hatte, mit dem sie nichts anzufangen wusste. Manches hatte sich im Nachhinein als gar nicht so übel erwiesen.

Aber jetzt?

Was sollte sie mit diesem Wissen anfangen? Sie merkte erst, dass sie laut gedacht hatte, als Dr. Baumgärtner ihr einen milde erstaunten Blick zuwarf. »Interessiert es Sie denn gar nicht, wer dieser geheimnisvolle Mann war, von dem Sie einen Teil Ihrer Gene haben? Wollen Sie der Sache nicht nachgehen?«

»Doch, doch«, beeilte Clara sich zu murmeln, wobei sie sich fragte, wie ihre Mutter auf eine entsprechende Erkundigung reagieren würde. *Ach, übrigens, Mama, weißt du, woher ich Aborigine-DNA habe?*

Zum Glück war bald Feierabend. Erleichtert, der kaum verhüllten Neugier der Kollegen zu entkommen, die natürlich wissen wollten, was hinter der Tür zu Dr. Baumgärtners Büro gesprochen worden war, und mehr oder weniger geschickt nachbohrten, verstaute sie Kittel und Laborschuhe in ihrem Spind. Keinem von ihnen hatte sie die Wahrheit gesagt. Seit zwei Monaten arbeitete sie hier. Das Verhältnis zu den übrigen Laborassistenten war freundlich-professionell, das zur Sekretärin Frau Graf von Ausweichmanövern geprägt. Ihre freundlich gemeinte Aufdringlichkeit ließ Clara jedes Mal innerlich zurückzucken, wenn sie sich nach ihren Plänen für das nächste Wochenende erkundigte.

Zu keinem der Kollegen oder Vorgesetzten war ihr Verhältnis von der Art, dass sie sich einem von ihnen hätte anvertrauen wollen. Als Einzelkind war Clara es gewöhnt, die meisten Dinge mit sich selbst abzumachen. Ihr Vater hatte nie Zeit gehabt. Immer war etwas im Geschäft gewesen. Und ihre Mutter brachte bei aller Liebenswürdigkeit nur Interesse für ihre geliebte Musik auf. Clara hatte sich manches Mal gefragt, was sie bewogen hatte, ihre Karriere als Konzertpianistin für das Dasein als Frau des Optikermeisters Berkmann aufzugeben. Eine Zeit lang hatte sie versucht, ihre Träume auf ihre Tochter zu übertragen. Mit Grausen erinnerte Clara sich an die endlosen Übungsstunden und voller Dankbarkeit an Frau Meyer, die Klavierlehrerin, deren Verdikt: »Das Kind wird nie mehr als mittelmäßig; sparen Sie sich das Geld und der Kleinen und mir die Quälerei« ihr Martyrium beendet hatte.

Von da an hatte sie tun und lassen können, was sie wollte. Im Nachhinein fragte sie sich manchmal, ob ihre Mutter damals das Interesse an ihr verloren hatte. Oder war es später gewesen, als sie mit der Handballmannschaft ihres Turnvereins praktisch jedes Wochenende ein Turnier bestritt?

Dort, im Verein, hatte sie auch Rieke kennengelernt, ihre beste Freundin. Beide auf ihre Art Außenseiter, hatten sie sich eng aneinander angeschlossen. Rieke hatte keinen Vater – jedenfalls kannte sie ihn nicht. Ihre Mutter, eine überzeugte Feministin, hatte sich künstlich befruchten lassen, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, woher das preiswerte Spermium kam. »Du hast keinen Papi«, hatte sie ihrer Tochter brüsk erklärt, sobald diese anfing, Fragen zu stellen. »Du hast mich. Wir brauchen keinen Mann.«

Clara erinnerte sich noch gut an das erste Mal, als die Freundin sie ins Vertrauen gezogen und ihr erzählt hatte, dass sie ein »Spenderkind« wäre: »Für sie ist es alles wunderbar. Sie fühlt sich toll –

die emanzipierte Powerfrau. Ich glaube, am liebsten wäre es ihr, sie hätte mich mittels Parthenogenese bekommen wie diese blöden Fruchtfliegen in Bio. Aber ich bin keine Fruchtfliege. Ich würde gerne wissen, woher ich die Hälfte meiner Gene habe.«

»Die unehelichen Kinder wissen das doch auch nicht. Oder adoptierte ...«, hatte Clara eingewandt.

»Die haben alle eine Chance, es herauszukriegen. Bei den unehelichen ist es natürlich schwieriger, aber auf jeden Fall läuft irgendwo ein Mann herum, der der Vater ist. Bei mir ist da nichts als ein Reagenzglas. Es ist, als ob ich irgendwie künstlich wäre«, hatte sie versucht, es Clara verständlich zu machen. »Wenn Mum einen Liebhaber gehabt hätte oder einen Ex – dann wäre da eine reale Person. Jemand, der geredet hat und gelacht oder geflucht. Wenn ich mir meinen Vater vorzustellen versuche, dann sehe ich immer nur eine Hand, einen Penis und einen Plastikbecher.«

Darauf hatte Clara nichts zu erwidern gewusst. Eine ganze Weile hatten sie schweigend dagesessen. Als Rieke schließlich das Schweigen gebrochen hatte, hatte ihre Stimme rau geklungen von unterdrückten Tränen: »Und weißt du, was Mum gesagt hat, als ich sie fragte, ob sie sich denn gar nicht dafür interessiert hätte, wer der Vater ihres Kindes wird?«

»Was denn?«

»Dass es doch bloß Sperma gewesen wäre.« Rieke hatte bitter aufgelacht. »Als sei Sperma eine Art Katalysator.«

»Vermutlich meint sie tatsächlich, es sei nicht wichtig.« Ihre eigene Mutter zeigte eine so erstaunliche Ignoranz den Naturwissenschaften gegenüber, dass es Clara gar nicht so unwahrscheinlich erschien, dass Riekes Mutter sich einbildete, ihre Tochter ganz allein formen zu können. Wie einen Klumpen Ton. »Auf jeden Fall nützt es nichts, ihr jetzt Vorwürfe zu machen. Selbst wenn sie wollte, könnte sie dir keinen Vater aus dem Hut zaubern.«

Rieke hatte die Lippen so fest aufeinandergepresst, bis sie nur noch ein schmaler, blutleerer Strich in ihrem Gesicht waren.

»Wenn du magst, können wir eine Liste aufstellen. Von deinen Eigenschaften, die du nicht von deiner Mutter hast«, hatte Clara vorgeschlagen, um die Freundin irgendwie abzulenken. »Daraus könnte man dann so etwas wie ein Profil erstellen. Das ist besser als nichts, findest du nicht?«

Die Ablenkung hatte funktioniert. Rieke hatte sich mit Feuereifer in die Aufgabe gestürzt. Seitenlange Listen hatten sie erstellt, wobei sie immer wieder mit dem Problem konfrontiert wurden, dass die Erbgänge nicht klar nachvollziehbar waren. Hatte Rieke nun ihre nussbraunen Augen, die sich so deutlich von den blassblauen ihrer Mutter unterschieden, vom unbekanntem Vater, oder war der Großvater durchgeschlagen? Braun war dominant, blau rezessiv. Wenn ihre Mutter jedoch beide Anlagen in sich trug und ihr Vater ebenfalls, konnte man nicht sagen, ob er blaue oder braune Augen hatte. Riekes Großeltern waren beide bereits vor Jahren gestorben, zur restlichen Verwandtschaft bestand seit ewigen Zeiten kein Kontakt mehr. Es gab niemanden, der ihnen weiterhelfen konnte. Schließlich hatten sie aufgegeben.

»Weißt du, ich denke, vielleicht stehe ich eines Tages vor ihm, und dann werde ich es wissen«, hatte Rieke gesagt und fast liebevoll das unfertige Porträt in die unterste Schublade ihres Schreibtisches gleiten lassen. »Vielleicht sucht er ja auch nach mir.«

Danach hatten andere Dinge die beiden Mädchen beschäftigt: das zunehmend zeitaufwendigere Training, die Schule und, nicht zu vergessen, die Jungs. In den letzten Jahren schien Rieke sich damit abgefunden zu haben, dass sie nie wissen würde, wer ihr Vater war.

Der Bus hielt mit einem Ruck. Clara sah auf und erschrak: Um ein Haar hätte sie ihre Haltestelle verpasst. Hektisch drängte sie sich an mit Tüten voll bepackten Mitfahrenden vorbei und sprang

im letzten Moment auf den Bürgersteig. Sollte sie noch schnell etwas zum Abendessen besorgen? Nein, entschied sie. Keinen Moment länger als nötig wollte sie es aufschieben. Ungeduldig kaute sie auf ihrer Unterlippe, während sie wartete, dass Rieke ihren Anruf annahm.

Nach einer gefühlten Ewigkeit hörte sie endlich eine ungewohnt träge Stimme: »Jaa, hallo.«

»Rieke?«

»Wer sonst?«

»Du klingst so komisch.«

»Echt? Ich hab geschlafen.« Wie zur Bestätigung gähnte Rieke herzlich.

»Am helllichten Tag? Bist du krank?«

»Nö.« Rieke zögerte kurz, ehe sie fortfuhr: »Ich bin nur schwanger.«

»Was? Echt? Von wem denn?«, entfuhr es Clara. »Ich meine, seit wann denn?«, berichtigte sie sich rasch. Als sie das letzte Mal miteinander gesprochen hatten, hatte Rieke keinen neuen Mann in ihrem Leben erwähnt.

»Gerade erst. Ich wollte es eigentlich noch niemandem sagen. Noch nicht einmal Benny weiß Bescheid. Du bist die Erste.«

»Benny?«, fragte Clara nach. Der Name sagte ihr nichts. Sie war fast sicher, dass er noch nicht zwischen ihnen gefallen war.

»Wir sind seit einem halben Jahr zusammen. Du kennst ihn nicht. Deshalb habe ich dir auch nichts von ihm erzählt. Wenn es nicht geklappt hätte, dann hättest du es nie erfahren.«

Clara unterdrückte ein Seufzen. Das war typisch Rieke!

»Dann hole es jetzt bitte nach. Alles!«

Die nächste halbe Stunde verging wie im Flug, bis Rieke plötzlich mitten im Satz abbrach und abrupt fragte: »Wieso hast du eigentlich angerufen?« Hintergrundgeräusche ließen darauf schlie-

ßen, dass jemand die Wohnung betrat. Vermutlich Benny, denn Clara hörte ein gemurmertes: »Hallo, Schatz, schon da? Ich habe dich noch gar nicht erwartet.«

Clara wäre es lieber gewesen, mit Rieke allein zu sprechen. Aber das hätte bedeutet, zu einem späteren Zeitpunkt erneut anzurufen, und sie konnte – und wollte – nicht länger warten. »Du wirst es nicht glauben: Ich habe einen australischen Aborigine als Urgroßvater«, platzte sie deshalb heraus. »Vielleicht auch als Ururgroßvater.«

Rieke brauchte ein paar Sekunden, ehe sie reagierte. »Du machst Witze, oder?«

»Nein. Ich kann es selbst noch nicht glauben, aber es stimmt wohl.« So knapp wie möglich schilderte Clara der Freundin die Hintergründe.

»Wow!«, staunte die. »Schon toll, was man heutzutage alles herausbekommt. Sogar mehr, als man wissen wollte. Jedenfalls ist jetzt klar, wieso du immer so problemlos braun wirst.«

Clara unterdrückte eine ärgerliche Antwort. Von Rieke hätte sie etwas anderes als eine solch stereotype Reaktion erwartet. »Das muss nicht an den Aborigine-Genen liegen«, erwiderte sie. »Wenn es so einfach wäre, müsste ich ja auch musikalisch sein. Und das bin ich absolut nicht.«

»Wieso musikalisch?« Rieke hatte sich nie für etwas interessiert, das nicht in irgendeinem Zusammenhang mit Sport stand.

»Na, Aborigines sollen doch so musikalisch sein. Jedenfalls habe ich irgendwo gelesen, dass sie endlose Gesänge zu ihren Tänzen komponieren.«

»Über Kängurus?« Rieke kicherte. »Tut mir leid, es ist alles so verrückt. Willkommen im Klub! Jetzt hast du auch einen unbekannteren Vorfahren. Was willst du nun machen?«

Genau das hatte Clara sich auch schon gefragt. Dr. Baumgärtner hatte gut reden. Auf dem Papier hatten seine X und Y ganz klar

und übersichtlich ausgesehen. Als müsse man mit dem Finger nur den Linien folgen, um am richtigen Ende zu landen. Dabei hatte sie nicht die leiseste Ahnung, unter welchem Y sich der geheimnisvolle Ahn verbarg. Irgendwo gab es einen zerdrückten Schuhkarton mit alten Fotos. Falls ihre Mutter ihn nach dem Tod des Vaters nicht weggeworfen hatte.

Clara biss die Zähne zusammen. Bei ihrer Mutter war wirklich Hopfen und Malz verloren. Zu gerne hätte sie mit ihrem Vater die Problematik erörtert. Was würde er ihr raten?

Bisher hatte sie sich noch nie Gedanken über ihre Herkunft gemacht. Warum auch? Die Verwandtschaft war zwar zahlreich, aber weit verstreut. Weihnachten wurden Kartengrüße ausgetauscht, hier und da garniert mit halbherzigen Einladungen oder Besuchsankündigungen, die stets im Sande verliefen. Einzig zu Onkel Waldemar, dem älteren Bruder ihres Vaters, war die Verbindung ein wenig enger gewesen. Zumindest, bis er nach Südamerika ausgewandert war. War es Argentinien oder Chile? Egal, seitdem hatten sie den Kontakt zu ihm verloren.

Zur Beerdigung ihres Vaters vor zwei Jahren waren einige ange-reist, aber zu dem Zeitpunkt hatte es Clara herzlich wenig interessiert, in welchem Verwandtschaftsverhältnis sie zu Onkel Günter oder Tante Hilde stand. Als sie jetzt versuchte, sich die Gesichter ins Gedächtnis zu rufen, konnte sie sich nur an absolut unauffällige Erscheinungen erinnern.

Niemand war darunter gewesen mit auffälliger Lockenpracht oder ungewöhnlich dunklem Teint.

Woran erkannte man sonst einen Aborigine?

Die nächsten Tage verbrachte Clara jede freie Minute im Internet. Erstaunt las sie, dass es in Australien vor der Besiedlung durch Europäer eigentlich keinen Flecken Erde gegeben hatte, der nicht

schon besiedelt gewesen wäre. Nur nicht auf die gewohnte Art der Alten Welt, sondern in wildbeuterischer Lebensweise. Eine Lebensweise, die eine penible Kenntnis der Topografie und ihrer Eigenarten voraussetzte. Dazu musste man genau wissen, wann wo welche Früchte reiften, wo in Trockenzeiten die letzten Wasserreservoirs lagen und was überhaupt alles essbar war.

Die Kulturen der Aboriginevölker hatten trotz der diversen regionalen Eigenheiten alle eines gemeinsam: So etwas wie Privatbesitz kannten sie nicht. Es musste also zwangsläufig zu Auseinandersetzungen mit den Siedlern kommen: Für sie waren die Aborigines, die sich in Ermangelung anderer Beute Weidetiere holten, »schwarzes, diebisches Gesindel«. Wohlmeinende versuchten, sie mit Mehl und Decken abzuspeisen. Brutalere Farmer scheuten selbst vor Mord nicht zurück, um ihr Vieh zu schützen. Eine Welt, die Clara geradewegs aus einem Wildwestfilm entsprungen zu sein schien.

Zufällig stieß sie auf Namen wie Ludwig Leichhard, der 1848 mitsamt seiner Expedition im Inneren des Kontinents spurlos verschwunden war; auf Amalie Dietrich, die ebenfalls Mitte des 19. Jahrhunderts für die Sammlung Godefroy jahrelang alleine durch das Outback gezogen war und kistenweise Pflanzen und Tiere nach Hamburg geschickt hatte, und sie wunderte sich über die Sturheit der preußischen Lutheraner, die teilweise als geschlossene Gemeinden ans andere Ende der Welt gezogen waren, um keine Zugeständnisse an die Einheit der evangelischen Glaubenslehre machen zu müssen. Alles faszinierende Geschichten, nur konnte sie, trotz der speziellen *Ancestor-Blogs* mit ellenlangen Namenslisten der Immigranten, beim besten Willen keine Verbindung zu ihrer Familie herstellen. Natürlich war der eine oder andere Berkman darunter. Stets jedoch aus Regionen Deutschlands, die weit entfernt von den ihr bekannten Heimatstädten lagen.

Ein weiteres Problem war die Schreibweise. Berkmann konnte Bergmann, Berkman, Berckmann oder sonst wie geschrieben werden. Mit der Orthografie hatte man es im 19. Jahrhundert nicht sehr eng gesehen. Dann erinnerte sie sich, dass die Familie mütterlicherseits natürlich andere Namen geführt hatte. Bloß welche? Ihre Mutter war eine geborene Bohn. Aber schon der Mädchenname ihrer Großmutter war Clara nicht geläufig. Und noch weiter zurück verschwamm alles im Unbekannten.

Vielleicht half es ihr, wenn sie es aufzeichnete? Clara griff sich ein großes Blatt, malte unten in die Mitte ein großes X für sich selbst und schrieb schräg rechts darüber: Gabriele Berkmann, geborene Bohn, links platzierte sie ihren Vater: Christoph Berkmann. Die Eltern ihres Vaters hatten Irmgard und Ludwig Berkmann geheißen, das wusste sie noch. Bei den Vornamen der Eltern ihrer Mutter musste sie passen. Der obere Teil des Blatts blieb weiß.

Frustriert kaute sie auf dem Bleistiftende herum. So wurde es nichts mit ihren Nachforschungen! Ohne die Namen der früheren Generationen und einen Anhaltspunkt in Australien war es wie die berühmte Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen. Mit der Erschwernis, dass sie die Stecknadel nicht einmal erkennen würde. Es half nichts: Sie musste nach Hause fahren und versuchen, ihre Mutter auszufragen.

Zwei Wochen später stand sie vor der vertrauten Tür neben dem unauffälligen Schaufenster. Es war so unauffällig, dass kaum einem der Passanten, die vorbeihasteten, auffiel, dass in der Auslage keine Brillengestelle mehr lagen. Die Lage war nicht günstig, auch hatte um die Ecke eine der großen Optikerketten eine Filiale eröffnet. Alle Versuche, für das Geschäft einen Nachfolger zu finden, waren im Sand verlaufen. Ein Verkauf des Hauses war überfällig, doch hatte Claras Mutter es verstanden, alle potenziellen Interes-

senten zu verschrecken. Lange allerdings würde man es nicht mehr hinausschieben können.

Bekommen drehte Clara den Schlüssel im Schloss, drückte die Tür auf und betrat den düsteren, leicht muffig riechenden Flur, der zum Treppenhaus im hinteren Teil führte. Aus schierer Gewohnheit mied sie die knarrende fünfte Stufe und wäre fast gestolpert, als das Linoleum auf der Stufe darüber plötzlich wegrutschte. Sie hielt sich gerade noch fest, aber die Reisetasche entglitt ihrer Hand und polterte die Treppe herab. Sie stieg nach unten und hatte sie noch nicht wieder in Händen, als oben die Wohnungstür aufgerissen wurde.

»Clärchen! Da bist du ja. Ich habe dich schon vor Stunden erwartet.«

»Ich bin so früh wie möglich los.« Wie brachte ihre Mutter es nur immer fertig, dass sie sich schuldig fühlte?

»Na, jetzt bist du ja da. Ich setze gleich Wasser auf.«

Clara brachte die Tasche in ihr altes Kinderzimmer und ging ins Badezimmer, um sich die Hände zu waschen. Es war seltsam: Kaum war sie hier, schien sie nicht mehr vierundzwanzig, sondern wieder vierzehn zu sein. Nicht nur, weil ihre Mutter sie so behandelte. Hatte sie sich wirklich so wenig verändert?

Kritisch musterte sie sich im Spiegel über dem Waschbecken. An ihrer Erscheinung war eigentlich nichts auszusetzen: fein geschnittene Gesichtszüge, der Mund vielleicht ein wenig zu breit, aber die Grübchen, die sich bildeten, sobald sie lächelte, machten das wett. Als Teenager hatte sie sich vor allem an ihrer Nase gestört, die von Onkel Waldemar wenig zartfühlend als »Himmelfahrtsnase« bezeichnet wurde. Zusammen mit den kleinen, wohlgeformten Ohrmuscheln verlieh sie ihr ein leicht koboldartiges Aussehen. Ihr dichtes dunkelbraunes Haar trug sie kurz geschnitten, weil es, wie es so schön hieß, »schwer frisierbar« war. Frisch gewaschen umstand es ihren Kopf wie eine Gloriole. Am bemerkenswertes-

ten waren jedoch ihre Augen in einer undefinierbaren Mischung aus Braun, Gold und Grün. Je nach Stimmung spiegelten sie undurchdringlich wie ein Moorsee, irisierten wie Sonnenstrahlen im bewegten Blattwerk der Bäume oder strahlten warm wie schimmernde Goldmünzen.

»Elfenaugen«, hatte Stefan sie immer genannt. Bevor er entschieden hatte, dass eine Elfe wohl doch nicht die richtige Frau für den zukünftigen Obermeister der Metzgerinnung von Südbaden war. Inzwischen war sie froh darüber. Damals jedoch hatte es tierisch wehgetan und den letzten Anstoß dafür gegeben, ihre Berufsausbildung so weit von zu Hause weg zu absolvieren, wie nur irgend möglich.

»Kommst du? – Was machst du eigentlich so lange da drin?«

Die in leicht nörgelndem Ton gestellte Frage ließ Clara ihrem Spiegelbild eine Grimasse schneiden, ehe sie die Klinke herunterdrückte und sich ihrer Mutter gegenüber an den Küchentisch setzte. Sie wartete gerade noch ab, dass diese ihr den Kaffee einschenkte, ehe sie die Frage stellte, die sie in Gedanken schon so oft gestellt hatte: »Ach, übrigens, Mama, weißt du, woher ich Aborigine-DNA habe?«

»Aborigine-DNA ... Ist das irgendeine komische Bezeichnung für etwas Bestimmtes?«, fragte ihre Mutter, vollkommen darauf konzentriert, den bröseligen Nusskuchen aufzuschneiden. Ihre feingliedrigen Pianistinnenhände hantierten so liebevoll mit den Porzellantellern, als seien sie Klaviertasten, denen sie eine Melodie entlocken wollten. »Clärchen, du weißt doch, dass ich nichts von diesen Dingen verstehe.«

Clara versteifte sich. Sie hasste es, wenn sie Clärchen genannt wurde, und außer ihrer Mutter, die diese Abneigung beharrlich ignorierte, wagte es niemand mehr, sie mit dieser Koseform anzusprechen. Deswegen sagte sie brüsker als geplant: »Das ist genau das, wonach es klingt: Ich habe Gene von einem australischen Ureinwohner, eben einem Aborigine.«

»Natürlich nicht! Wie kommst du überhaupt auf einen solchen Unsinn?« Gabriele Berkmann sah nun doch auf und musterte ihre Tochter besorgt. »Hast du etwa irgendwelche von diesen Party-Drogen genommen? Medikamente?«

»Nein, Mama, das habe ich nicht«, entgegnete Clara entschieden. »Es ist auch kein Unsinn, sondern das Ergebnis meiner Genomanalyse von Dr. Baumgärtner.«

»Ist das nicht dein Chef in diesem Frankenstein-Labor? Wieso analysiert er dein ... Wie hast du es noch mal genannt?«

Es war nicht einfach, einer Frau, die bei der Erwähnung des Namens »Mendel« spontan an einen unbekanntes Komponisten von Klavierkonzerten dachte, die Sachlage zu erklären. Clara wunderte sich manchmal, wie man so vollkommen desinteressiert an den Geheimnissen der Natur sein konnte. Für sie und ihren Vater waren Naturwissenschaften immer eine Art Wundertüte gewesen, prall gefüllt mit faszinierenden Rätseln und Erkenntnissen.

Wie er wohl auf diese Eröffnung reagiert hätte? Zumindest mit mehr Interesse als ihre Mutter, deren Aufmerksamkeit gerade nahezu vollständig von einem angetrockneten Marmeladenfleck auf ihrem Blusenärmel in Anspruch genommen wurde und die Claras Bericht über ihr Gespräch mit Dr. Baumgärtner nur mit beiläufig eingestreuten Hmms und Ahas kommentierte.

»Und das bedeutet, dass unter meinen Vorfahren ein australischer Eingeborener, ein Aborigine, sein muss«, schloss Clara absichtlich drastisch.

Tatsächlich ließ ihre Mutter von dem Versuch ab, den hartnäckigen Klecks mit dem Daumennagel abzukratzen, was sowieso wenig aussichtsreich war. »Wieso muss?«

»Hast du mir denn nicht zugehört?« Clara unterdrückte ein Seufzen. »In meinen Genen ...«

»Doch, doch, ich habe dir zugehört. Aber es scheint mir trotzdem

blödsinnig. Was sagen schon ein paar Gene unter Zigtausenden? Die können auch zufällig durcheinandergeraten sein.«

»Es kann keine Spontanmutation sein. Dr. Baumgärtner war sich absolut sicher.«

»Pah, was besagt das schon. Die Wissenschaftler sind sich immer sicher. Bis zwanzig Jahre später herauskommt, dass alles ein Riesenbluff war.«

»In diesem Fall würde ich nicht darauf wetten. – Gibt es hier irgendwo noch Familienunterlagen?«

»Was meinst du mit Unterlagen? Deine Geburtsurkunde und das ganze Zeug habe ich dir doch gegeben, als du damals nach Kiel gezogen bist. Sag nicht, du hättest es verloren!«

»Nein, das ist alles da«, beeilte Clara sich zu versichern. »Ich meinte eher die Geburtsurkunden von dir und Papa oder die Heiratsurkunden von euren Eltern. Irgendetwas, was mir weiterhelfen könnte. Was ist mit dem Schuhkarton voller Fotos?«

»Der ist irgendwo auf dem Dachboden. – Wozu willst du denn die Heiratsurkunden unserer Eltern?«

»Weil da meistens auch Angaben zu den Eltern der Brautleute zu finden sind«, erklärte Clara und sprang auf. »Wo ungefähr steht dieser Karton?«

»Willst du nicht erst einmal deinen Kuchen aufessen? Ich habe ihn extra für dich gebacken.«

Zwei Stücke Kuchen und drei Tassen Kaffee später stieg Clara endlich die staubige und steile Dachbodentreppe hinauf. Ihre Mutter glaubte sich zu erinnern, dass sie alle Unterlagen, von denen sie gedacht hatte, sie könnten wichtig sein, in die Kiste zu den beschädigten Dekorationsartikeln gepackt hatte. Tatsächlich lagen ganz oben einige große, prall gefüllte Umschläge und der Schuhkarton. Mit klopfendem Herzen trug Clara den Schatz ins Wohnzimmer.

Als Erstes arbeitete sie sich durch die Fotos. Es mussten an die hundert sein. Auf manchen standen Namen in Sütterlinschrift und Daten. Andere waren auf Pappe gezogen und trugen vornehm wirkende Aufdrucke mit der Signatur des Fotoateliers, in dem sie aufgenommen worden waren. Alle in dem typischen Sepia-Farbtönen alter Fotografien. Männer, Frauen und Kinder in altmodischer Kleidung. Dicke und dünne, große und kleine, hübsche und weniger hübsche. Aber nicht ein einziges Gesicht, das nicht klar mitteleuropäische Züge aufgewiesen hätte. Diese Spur endete im Nichts.

Als Clara die Fotos wieder einräumte und den Karton schloss, sah sie überrascht, dass es bereits dunkel war.

»Hast du gefunden, wonach du gesucht hast?« Die Stimme ihrer Mutter kam aus dem großen Sessel neben der Sanseverie, in dem ihr Vater immer gesessen hatte. Sie hatte die Stehlampe direkt daneben nicht eingeschaltet, und Clara fragte sich, wie lange sie dort schon gesessen und sie beobachtet hatte.

»Nein, leider nicht.«

»Kann ich dir irgendwie helfen?«

Das Angebot kam unerwartet. Clara versuchte, im Gesicht ihrer Mutter zu lesen, aber im Licht der Straßenlaterne an der Hausecke waren selbst ihre Umriss im Sessel nur verschwommen zu erkennen.

»Es scheint dir äußerst wichtig zu sein«, fügte sie wie als Erklärung hinzu. »Dein Vater ist nicht mehr da, um dir zu helfen. Ich verstehe dich nicht, aber wenn du mir sagst, was zu tun ist, werde ich es tun.«

Gerührt sprang Clara auf und lief zu ihrer Mutter, um sie in die Arme zu schließen. »Danke, Mama. Das ist sehr lieb von dir. Ich weiß nur selbst noch nicht, wie ich weiter vorgehen will. Kannst du dich eigentlich an deine Großeltern erinnern? Oder gibt es irgendwo noch alte Fotos von ihnen?«

Gabriele Berkmann schüttelte den Kopf. »Bei Tante Isolde gab es keine Fotos. Komisch, eigentlich. Ich habe früher nie darüber nachgedacht. Es war eben so. Aber jetzt, wo du es sagst ... Vielleicht sollte ich ihr schreiben und sie danach fragen. – Meine Großeltern? Ich glaube, die waren alle beide schon vor dem Unfall gestorben. Jedenfalls habe ich keinerlei Erinnerung an sie.«

Tante Isolde war die ältere Schwester von Gabriele Berkmanns Mutter. Sie hatte damals, als das Auto, in dem Gabriele Eltern und ihr jüngerer Bruder saßen, bei Glatteis von der Straße gerutscht und mit allen Insassen in die Tiefe gestürzt war, das verwaiste Mädchen zu sich genommen und ihr Bestes getan, der Nichte die Eltern zu ersetzen. Aber die beiden waren zu unterschiedlich gewesen: Isolde Hofmann war Buchhalterin durch und durch, und ihre spröde Korrektheit kollidierte immer wieder mit der unbekümmerten Sprunghaftigkeit ihrer Nichte. Als die junge Gabriele ein Stipendium am Konservatorium erhielt, war sie nur allzu froh, der Obhut der Tante zu entkommen – und die Tante, die Verantwortung für einen so anstrengenden Teenager abgeben zu können.

»Hat sie nie von deinen Eltern erzählt? Wo sie sich kennengelernt haben oder so etwas?«

Clara stand auf, um die beiden Tischlampen auf der Kommode einzuschalten. Sie ließen sich dimmen, und in ihrem warmen Licht sah sie, wie ihre Mutter langsam den Kopf schüttelte.

»Ich kann mich nicht erinnern.« Ehrlich erstaunt sah sie Clara an. »Wenn ich jetzt darüber nachdenke, ist es wirklich etwas seltsam gewesen. Sie hat niemals von sich aus über sie gesprochen.«

»Auch nicht, als du schon älter warst?«

»Nein, ich dachte immer, es wäre zu schrecklich für sie. Sie hing sehr an meinem Bruder, weißt du? Er war für sie wie ein eigener Sohn. Manchmal denke ich, ihr wäre es lieber gewesen, ich hätte mit im Wagen gesessen. Nicht er.«

»Ihr habt tatsächlich nie darüber gesprochen?«, fragte Clara ungläubig.

»Nein. Weißt du, damals wurde vieles totgeschwiegen.« Ihre Mutter schloss kurz die Augen und stieß die Luft aus, ehe sie leise sagte: »Ich hatte Angst davor, dass sie mich nur aus Pflichtgefühl aufgenommen hat.«

»Sie hätte dich doch auch ins Heim geben können, wenn sie dich nicht gewollt hätte.«

»Das hätte sie ...« Gabriele Berkmann lächelte etwas verzerrt. »Aber Tante Isolde war immer ausgesprochen pflichtbewusst.«

»Haben wir sie deshalb nie besucht?«

»Es hat sich nie ergeben«, sagte ihre Mutter ausweichend. »Schließlich lebt sie nicht gerade um die Ecke.«

Das stimmte. Clara erinnerte sich dunkel an die Absenderadresse auf dem Umschlag der Weihnachtskarte, die Jahr für Jahr genau eine Woche vor dem 24. Dezember einzutreffen pflegte und auf der jedes Jahr außer den üblichen Wünschen das Gleiche stand: »Wenn ihr zufällig in der Gegend seid, würde ich mich freuen, wenn ihr vorbeikämt.«

Natürlich war das nie der Fall gewesen. Wenn die Berkmanns in Urlaub fuhren, was wegen des Geschäfts selten der Fall war, zog es sie eher in den Süden.

»Hast du ihre Adresse? Sie wohnt in Bremen, nicht?«

»Nein, sie ist vor ein paar Jahren umgezogen. In ein Altenheim irgendwo auf dem Land.« Ihre Mutter sah sie fragend an. »Was hast du vor? Willst du sie anrufen? Ich fürchte, eine Telefonnummer habe ich nicht.«

»Eine Postadresse oder auch nur der Name von dem Heim reicht vollkommen. Im Internet finde ich dann alles.«

»Tatsächlich? Diese Computer sind wirklich erstaunlich.«

Geduldig wartete Clara, während ihre Mutter an allen mögli-

chen und unmöglichen Orten nach dem Adressbuch suchte. In-
geheim war sie fest entschlossen, diese Tante, eine Großtante war
es ja wohl für sie, aufzusuchen und auszufragen. Auch wenn sie
wieder in einer Sackgasse landete: Sie musste es versuchen. Zu-
mindest würde Tante Isolde wohl noch den Mädchennamen von
ihrer Mutter wissen. Im Kopf überschlug sie kurz die Generatio-
nen. Tante Isoldes Mutter war auch die Mutter von Claras Groß-
mutter. Also ihre Urgroßmutter. In Biologie hatten sie die Verer-
bung anhand von Lehrtafeln voller putziger weißer und schwarzer
Kaninchen demonstriert bekommen. Allerdings war es da immer
abwärts gegangen. Ein weißes und ein schwarzes Kaninchen hat-
ten vier Nachkommen: ein schwarzes, ein weißes und zwei ge-
fleckte. Damals war sie überzeugt davon gewesen, dass Kaninchen
tatsächlich immer vier Junge in dieser Farbzusammenstellung be-
kämen.

Bereits eine Generation weiter wurde es ausgesprochen unüber-
sichtlich, und noch weiter abwärts verloren selbst die Klassenbes-
ten den Überblick.

Clara hatte die gefleckten Tiere immer am interessantesten ge-
funden. Im Augenblick fühlte sie sich selbst wie ein geflecktes Ka-
ninchen. Irgendwo in den Generationen vor ihr verbarg sich ein
schwarzes Kaninchen. Immerhin wusste sie, dass es ein männliches
sein musste. Eine Art Jagdinstinkt war in ihr erwacht, der sie trieb
herauszufinden, woher ihre schwarzen Flecken stammten.

»Hier, ich habe es!«, sagte ihre Mutter und hielt triumphierend
das zerfledderte schwarze Büchlein hoch. »In Brake. Am Deich 132.
Klingt ziemlich abgelegen.«

Das war es auch. Drei Wochen später hatte ein Brückentag sie dazu
bewogen, Dr. Baumgärtner um einen freien Tag zu bitten. »Ich
muss eine Großtante in Norddeutschland besuchen, die vielleicht

etwas über meine Urgroßeltern mütterlicherseits weiß«, hatte sie erklärt.

»Na, dann will ich Ihren Nachforschungen nicht im Wege stehen«, hatte er gesagt.

Und nun steuerte Clara den Mietwagen über endlos scheinende, schnurgerade Straßen einem bleigrauen Horizont entgegen. Eigentlich wäre sie lieber mit der Bahn gefahren, aber es hatte sich als dermaßen umständlich herausgestellt, dass sogar der Mann am Schalter sich zu ihr gebeugt und gemurmelt hatte: »An ihrer Stelle würde ich lieber einen Wagen mieten.«

Seit einer Stunde fuhr sie bereits durch diese öde Gegend, die nur aus nassen Wiesen und moorigen Sielen zu bestehen schien. Selbst die Bäume wirkten, als ob sie sich duckten, um dem Wind so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten. Irgendwo dort hinten, vielleicht auch schon hinter der nächsten Biegung, musste das Meer liegen. Nicht heiter und tiefblau, sondern grau und so kalt und abweisend wie das Land, aus dem es immer wieder Stücke herausriss wie ein hungriges Raubtier. »Heut' bin ich über Rungholt gefahren, die Stadt ging unter vor fünfhundert Jahren.« Wie war die Ballade weitergegangen? Clara konnte sich nicht mehr erinnern, aber umso gegenwärtiger war ihr noch, wie fasziniert sie von der Vorstellung gewesen war, dass man angeblich zu besonderen Gelegenheiten noch die Glocken der Stadt aus der Tiefe läuten hören konnte.

Ein Weidezaun an der rechten Straßenseite ließ sie unwillkürlich an den Ausspruch denken: »Hier möchte man nicht tot überm Zaun hängen!« Und doch gab es Menschen, die genau diese Landschaft liebten. Tante Isolde hätte mit ihrer üppigen Pension überall hinziehen können. Stattdessen hatte es sie noch weiter hinaus in diese bedrückende Einöde gezogen. Clara warf einen prüfenden Blick auf das Armaturenbrett. Es wäre zu ärgerlich, hier im Nir-

gendwo mit leerem Benzintank zu stranden. Vermutlich müsste sie Stunden warten, bis jemand vorbeikam. Wann war sie durch den letzten Ort gefahren? In unregelmäßigen Abständen säumten Klinkerhäuser die Straße, manchmal gab es in den Ortschaften sogar einen Lebensmittelladen oder eine Kneipe. Wovon lebten die Menschen hier eigentlich?

»Nach hundert Metern links abbiegen«, riss das Navigationsgerät sie aus ihren Überlegungen. Tatsächlich. Das sattgelbe Hinweisschild »Brake, 7 km« hob ihre Laune beträchtlich. Bald würde sie Tante Isolde gegenüberstehen.

Im Heim hatten sie etwas befremdet reagiert, als sie sich als die Großnichte vorgestellt hatte. »Wer, bitte?«

»Die Großnichte von Frau Isolde Hofmann. Clara Berkmann.«

»Ich werde fragen, ob ich durchstellen soll. Einen Moment bitte.«

Es hatte eine gefühlte Ewigkeit gedauert, bis eine feste, überraschend energisch klingende Stimme sich gemeldet hatte. »Ja, bitte?«

»Tante Isolde? Ich bin es: Clara, die Tochter von Gabriele.«

»Ist etwas mit deiner Mutter? Es geht ihr doch gut, oder?« Die unterschwellige Angst in der Stimme hatte Clara überrascht.

»Doch, doch. Alles in Ordnung«, erwiderte sie schnell. »Es tut mir leid, wenn ich dich beunruhigt habe, Tante Isolde. Das war nicht meine Absicht.«

»Schon gut. Und was war deine Absicht?« Die alte Dame klang ein wenig barsch. Kein Wunder. Clara hatte gar nicht daran gedacht, dass sie natürlich annehmen musste, dass ihre Großnichte nur deshalb anrief, weil ihre Nichte nicht mehr dazu in der Lage war.

»Ich wollte fragen, ob es dir recht ist, wenn ich dich besuche.«

Das Schweigen hielt so lange an, dass Clara schon befürchtete, eine Absage zu erhalten. Es wäre nicht unverständlich. Schließlich hatte sie sich nie zuvor bei ihr gemeldet. Welchen Grund sollte sie also haben, sie jetzt zu empfangen?

»Wann willst du kommen?«

Erst als Clara erleichtert die Luft ausstieß, merkte sie, dass sie den Atem angehalten hatte. »Ich dachte an das nächste Wochenende.«

»In Ordnung. Ich bestelle dir ein Gästezimmer hier. Du musst am Empfang nur sagen, dass du ein Gast von Isolde Hofmann bist. Bis dann.«

Verblüfft starrte Clara auf das Telefon, aus dessen Hörer das Freizeichen zu hören war. Tante Isolde schien ein wenig seltsam zu sein. Hoffentlich war sie noch klar genug im Kopf, um ihr weiterzuhelfen.

Das Navigationsgerät leitete Clara noch vor der Stadtgrenze von Brake über einige schmale Sträßchen, ein paar Brücken und Biegungen, bis es triumphierend verkündete: »Das Fahrtziel ist erreicht.«

Neugierig sah Clara in die Runde. Das Katharinen-Stift lag in einer windgeschützten Senke hinter dem Deich: ein schlichter Klinkerbau, umgeben von alten Linden und gepflegten Blumenrabatten. Die weiß gestrichenen Gartenbänke, die polierte Messingglocke am Eingang, der penibel geharkte Kies auf dem Vorplatz – alles strömte dezenten Luxus aus.

Clara parkte den Polo der Autovermietung zwischen einem silberfarbenen Mercedes und einem eisblauen BMW und ging auf das Haus zu. Die Messingglocke war nur Dekoration. Sobald sie sich der Tür näherte, schwingen die Türflügel wie von Geisterhand geöffnet auf und gaben den Blick frei auf eine Eingangshalle, die es durchaus mit einem Fünfsternehotel aufnehmen konnte. Etwas eingeschüchtert trat sie an den Mahagoni-Tresen, hinter dem eine ältere Dame mit Hornbrille thronte und sie mit königlicher Hebrablassung musterte.

»Guten Abend, ich bin Clara Berkmann und zu Besuch bei Frau Isolde Hofmann.«

Die Dame nickte. »Das habe ich mir schon gedacht. Haben Sie gut hergefunden? Ach, das ist ja heutzutage kein Problem mehr.« Sie lächelte und wirkte plötzlich ganz nett. »Ich habe Ihnen das Gästezimmer gegeben, das dem Apartment Ihrer Tante direkt gegenüberliegt. Hier, Zimmer 27.« Sie reichte Clara einen Schlüssel, an dem eine echte Muschelschalenhälfte mit den aufgemalten Ziffern baumelte. »Die Treppe dort hoch und dann links den Gang entlang. Wenn Sie etwas brauchen – ich bin bis 22.00 Uhr hier.«

Clara beeilte sich. Sie war neugierig auf diese unbekannte Großtante, die sie noch nie gesehen hatte. Ob sie ihrer Mutter ähnelte? Natürlich hatte Isolde Hofmann keine Spur im Internet hinterlassen. Auf Facebook hatte Clara es gar nicht erst versucht, aber auch Google hatte kein Ergebnis geliefert. Als sie vor der soliden Holztür stand, hinter der Tante Isolde lebte, hämmerte ihr Herz so hektisch, dass sie tief Luft holte, bevor sie zaghaft klopfte. Augenblicklich wurde die Tür geöffnet, und Clara blickte in ein hellwaches Augenpaar, das sie zu durchbohren schien.

»Du bist also Clara«, sagte Isolde Hofmann mit einer dunklen Altstimme, die nun, da sie sich direkt gegenüberstanden, viel melodischer klang als am Telefon. »Ich freue mich, dich kennenzulernen. Komm herein.«

Während sie ihr zu der Sitzgruppe im Erker vorausging, sah Clara sich unauffällig um. Das Apartment war auffallend sparsam möbliert. Nicht vollgestopft, wie es die Umgebung alter Menschen oft ist, die sich im Alter mit Erinnerungsstücken an glücklichere Tage umgeben.

Das Mobiliar war schlicht, viel Leder und Holz; an den Wänden hingen einige ausgesucht stimmungsvolle Aquarelle. Landschaftsstudien, auf denen der Künstler mit wenigen Strichen das Wesentliche eingefangen hatte. Tatsächlich nicht ein einziges Foto. Sämt-

liche Ablageflächen wirkten so aufgeräumt wie ein Schreibtisch, dessen Benutzer in Urlaub gefahren ist.

»Bis zum Abendessen ist es noch ein wenig hin, deswegen habe ich Tee und Waffeln bestellt«, sagte Tante Isolde und bat Clara mit einer Handbewegung, auf dem einen der mit sienafarbenem Leder bespannten Ohrensessel Platz zu nehmen. »Milch oder Zitrone?«

Sobald sie sich und ihre Nichte mit allem versorgt hatte, lehnte sie sich zurück, nippte an ihrer Tasse und meinte: »Was hast du auf dem Herzen, Kind?«

Clara hatte gerade herzhaft in eine der ausgezeichneten Zimtwaffeln gebissen. Sie schluckte den Bissen hastig hinunter und platzte dann heraus: »Weißt du irgendetwas über einen Aborigine in der Familie. So um 1900 herum?«

Tante Isolde zeigte keine Regung, während sie die Tasse so behutsam auf die Untertasse stellte, dass nicht das geringste Klirren zu hören war.

Clara biss sich auf die Unterlippe. Wie ungeschickt von ihr, sie als Erstes zu schockieren! Hätte sie nicht ganz vorsichtig nach den Urgroßeltern fragen können?

»Wie bist du darauf gekommen?«, fragte Isolde Hofmann statt einer Antwort.

Claras Herzschlag setzte kurz aus. Sollte sie ausgerechnet hier tatsächlich eine Spur von ihrem rätselhaften Ahnen gefunden haben?

»Ich arbeite in einem Labor, das DNA-Proben analysiert. Für die Archäologie, aber auch für das LKA und für Privatleute, die es sich leisten können. Bei einer Routinekontrolle ist meinem Chef eine Besonderheit in meiner DNA aufgefallen. Er ist der Sache nachgegangen und hat mich gefragt, ob ich vielleicht von einem Samen-spender abstamme.«

Ihre Großtante nickte langsam. »Ich habe mich immer gefragt, ob es sich nur um eine Fieberfantasie gehandelt hat. Andererseits hatte

Siegfried tatsächlich ein etwas ungewöhnliches Aussehen.« Sie sah Clara an und lächelte schwach. »Entschuldige, du weißt vermutlich nicht, dass wir zu dritt waren: deine Großmutter Freya, unser ältester Bruder Siegfried und ich.« Sie verzog ironisch den Mund. »Ja, Papa hatte eine Schwäche für Wagneroperen. Wenn ich denke, welche Namen da alle vorkommen, haben wir noch Glück gehabt. – Ich nehme an, deine Mutter hat dir nicht viel sagen können?«

»Gar nichts. Deswegen bin ich ja hier. Kannst du mir weiterhelfen, Tante Isolde?«

»Ich denke, ja.« Die alte Dame erhob sich erstaunlich flink und ging in den Vorraum. Als sie zurückkam, trug sie einen stabilen, säuberlich beschrifteten Archivkarton mit der Aufschrift: »Fotos 1905 - 1965«

1965 – war das nicht das Jahr, in dem ihre Großeltern tödlich verunglückt waren?

»Als du dich gemeldet hast, habe ich ihn aus meinem Schließfach holen lassen«, erklärte sie, während sie ihn so behutsam auf den Tisch stellte, als sei der Inhalt zerbrechlich. »Das sind alle alten Familienfotos, die ich bei Freya fand. Eigentlich war sie diejenige, die alles aufhob, was irgendwie mit der Familie zu tun hatte. Gabriele hat es anscheinend nicht geerbt.« Langsam, fast feierlich, öffnete sie den Deckel »Hier.« Sie schob den Karton in Claras Griffweite.

In seinem Inneren befanden sich nicht wie erwartet wiederum ordentlich gebündelte und beschriftete Päckchen, sondern ein wildes Durcheinander. Sehr ähnlich dem Schuhkarton mit den berkmannschen Familienfotos.

»Seit Freyas Tod habe ich nicht mehr hineingesehen«, sagte ihre Großtante leise. Sie griff nach dem Bild eines jungen Mannes in Uniform. Sein strahlendes Lächeln ließ blendend weiße Zähne aufblitzen, eine dunkle Haarlocke fiel ihm verwegen in die Stirn. »Das ist Siegfried, mein Bruder. Er starb bei Stalingrad.«

Siegfried passt überhaupt nicht zu ihm, dachte Clara, während sie das Bild aufmerksam studierte. Unter der unkleidsamen Uniform zeichnete sich ein sehniger, hochgewachsener Körper ab. Die dichten Locken, das auffallend kräftige Gebiss, die breite Nase: Nichts an ihm war »germanisch«.

Ja, man konnte sich vorstellen, dass dies ein Aborigine-Nachkomme war.

»Gibt es auch Bilder seiner Eltern?«

»Ich glaube, ja. – Was hältst du davon, wenn wir das Ganze systematisch durchsehen und ordnen?«

Einmal Buchhalter, immer Buchhalter. Clara unterdrückte ein Lächeln. »Gerne. Seid ihr das?« Auf dem Bild standen drei Kinder in Matrosenblusen in einer Strandkulissee und blickten den Betrachter ernst an. »Ihr seht nicht gerade glücklich aus.«

»Solche Sitzungen beim Fotografen waren auch kein Vergnügen. Man stand und stand und durfte sich nicht bewegen. Und Siegfried hasste diesen Anzug. Ich weiß noch, wie er absichtlich heiße Schokolade darüber schüttete. Das Bild muss von 1933 oder 1934 sein. Da waren wir zur Sommerfrische in Sankt Peter-Ording.« Tante Isolde kniff die Augen ein wenig zusammen, als versuche sie, sich genauer zu erinnern. »Auf dem Bild ist Freya wohl erst vier. Dann war es 1933.«

Clara betrachtete die drei. Es fiel ihr schwer, sich vorzustellen, dass Tante Isolde einmal das kleine Mädchen mit den dicken Zöpfen und den Spangenschuhen gewesen war. Die drei sahen sich ziemlich ähnlich. Man hätte sie auf den ersten Blick als Geschwister eingeschätzt: Alle hatten sie dichte dunkle Locken und einen eigensinnigen Zug um den Mund, der verriet, dass sie sicher nicht einfach zu erziehen gewesen waren.

Aus der Zeit bis 1939 gab es reichlich Fotos, die belegten, wie aus den Kindern junge Erwachsene wurden: Bilder von Siegfried

in Schuluniform, als Hitlerjunge und schließlich als Soldat. »Das ist das letzte Bild von ihm.« Tante Isolde legte es behutsam auf den Stapel der Bilder von den Geschwistern. »Als wir klein waren, haben wir ständig die Indianergeschichten von Karl May nachgespielt. Siegfried war wirklich gut im Spurenlesen. Meinst du, das hatte etwas damit zu tun?«

Damit? Clara brauchte ein wenig, bis sie verstand, worauf Tante Isolde anspielte. »Du meinst mit den Aborigine-Vorfahren?« Bisher hatte die alte Dame es ziemlich gelassen hingelassen. Aber vermutlich war es doch ein gewisser Schock. Schließlich ging es nicht um die Blutsbrüderschaft mit einem Indianerhäuptling wie Winnetou, sondern um einen Menschen aus Fleisch und Blut, der seine Erbanlagen an sie weitergegeben hatte.

»In der Schule haben uns die anderen Kinder manchmal damit gehänselt, dass wir so ungermanisch aussahen. Ich weiß noch, dass Siegfried sich später hier und da deswegen geprügelt hat. Es hörte erst auf, als er in die Hitlerjugend ging.«

»Wie haben eure Eltern denn darauf reagiert?«

»Gar nicht. Wir haben zu Hause nichts davon erzählt. Ah, hier ist das Hochzeitsbild von meinen Eltern! Ich wusste gar nicht, dass Freya es hatte.« Sie betrachtete den Abzug ein paar Sekunden lang, ehe sie ihn Clara reichte. Er war ziemlich ausgebleicht. Dennoch konnte Clara sehen, dass ihre Urgroßmutter bildschön gewesen war. In dem sackartig geschnittenen Kleid war ihre Figur nur schwer einzuschätzen, aber das Schönste waren sowieso ihre riesigen dunklen Augen, die unter elegant geschwungenen Brauen den Betrachter anstrahlten. Trotz des erkennbar reichlichen Einsatzes von Pomade oder ähnlichen Hilfsmitteln widersetzten sich die kurz geschnittenen Locken dem modisch glatten Bubikopf. Sie wirkte glücklich, Arm in Arm mit dem Bräutigam, in der rechten Armbeuge einen Brautstrauß aus Nelken und irgendetwas Kleinblütigem.

Der frischgebackene Ehemann sah ebenfalls glücklich und ausgesprochen stolz aus. Für den heutigen Geschmack etwas zu geschneigelt: das Haar streichholzkurz und dicht am Kopf anliegend frisiert; ein schmales Oberlippenbärtchen, dazu ein brettsteif gestärkter Hemdkragen, der den Begriff »Vatermörder« wirklich verdiente. Wenn der Rest des Hemds sich so ähnlich anfühlte, wie der Kragen aussah, war es kein Wunder, dass er so kerzengerade dastand.

Nachdem sie Unmengen alter Fotos auf die diversen Stapel »Siegfried«, »Isolde«, »Freya« und »Verschiedene« verteilt hatten – Friedrich Hofmann hatte nicht nur für Wagneropern geschwärmt, sondern auch mit mehr Leidenschaft als Können fotografiert –, fragte Clara leicht frustriert: »Gibt es keine Bilder von noch früher?« Sie schien auf der richtigen Spur zu sein. Das Aussehen ihrer Urgroßmutter Isabelle deutete stark auf einen außereuropäischen Einschlag hin. Wenn Dr. Baumgärtner recht hatte, musste Isabelles Vater dafür verantwortlich gewesen sein. Wie er wohl ausgesehen hatte, ihr ...? Clara runzelte die Stirn. Ururgroßvater?

Für jemanden wie sie, die sich bisher nie mit Verwandtschaftsgraden beschäftigt hatte, begannen die Generationen hinter ihren Großeltern zu verschwimmen.

»Du meinst, von meinen Großeltern? Doch, irgendwo muss es noch ein Bild von Großmama mit Siegfried geben.«

»Ich meinte eigentlich so etwas wie dieses Hochzeitsbild«, sagte Clara. »Wie sahen denn Isabelles Eltern aus?«

Tante Isolde schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass es ein Foto von den beiden gibt. Großmama war doch schon Witwe, als sie nach Bremen zurückkam.«

»Weißt du, wo sie vorher gewesen ist?«

»Großmama hat nie viel über ihre Vergangenheit gesprochen«, erwiderte Tante Isolde. »Sie hat Mama nur gesagt, dass ihr Vater

ein walisischer Missionar gewesen ist, der am Fieber starb, als sie noch ganz klein war.«

»Und ihr seid der Sache nie nachgegangen?«

Die alte Dame lächelte leicht. »Nein. Vermutlich kannst du das nicht verstehen, aber es erschien uns vollkommen natürlich, dass ein Waliser eben anders aussah als ein Deutscher und wir uns deswegen von den anderen Kindern unterschieden. Es gab ja weder Fernsehen noch Internet. Wie hätten wir es besser wissen können?«

»Er war Waliser? Also Engländer?«

»Ich denke schon. Leider sind unsere Familienbibel und die Papiere alle im Krieg verbrannt. Aber auf dem Standesamt müssten sie dir weiterhelfen können. Neulich stand in der Zeitung ein langer Artikel darüber, wie viele Menschen sich neuerdings dort informieren und dass es inzwischen auch ... Wie nennt man das, wenn man nicht mehr persönlich hingehen muss, sondern den Computer anwählt?«

»Man kann es online nutzen?«

»Ja, genau so hieß es.« Tante Isolde nickte. »Ach, da ist es ja! Das ist Großmama mit Siegfried.« Tante Isolde hielt das Bild etwas schräg und fügte nachdenklich hinzu: »Ich kann mich nicht erinnern, Großmama je anders als in Schwarz gesehen zu haben. Wir Kinder hatten alle ein bisschen Angst vor ihr, weil sie so unnahbar schien. Seltsam, dabei war Mama so ein fröhlicher Mensch. Fast schon flatterhaft.«

Aufmerksam betrachtete Clara den auf Pappe montierten Abzug mit dem schräg gesetzten Goldaufdruck in der unteren rechten Ecke »Johann Sieverdieck & Söhne, Bremerhaven«. Er zeigte eine Frau undefinierbaren Alters, das Haar streng gescheitelt und hochgesteckt, mit einem dicklichen Kleinkind auf dem Schoß. Das war also ihre Urgroßmutter. Sie wirkte tatsächlich etwas unheimlich. Oder eher traurig? Sie hatte nie wieder geheiratet. Hatte sie

ihren Mann so geliebt? Aber war sie überhaupt verheiratet gewesen? Im Unterschied zu Tante Isolde in ihrer Jugend wusste Clara inzwischen, dass es kein Waliser war, dem sie ihr ungewöhnliches Aussehen verdankten.

»Bist du sicher, dass sie tatsächlich verheiratet war? Hat man das nicht gerne behauptet, wenn man ein uneheliches Kind hatte?« Zumindest hatte Clara einmal so etwas in der Art gelesen.

»Eine Urkunde gab es mit Sicherheit.« Ihre Tante wirkte auf einmal sonderbar verlegen. »Sonst hätten wir unsere Arierpässe nicht bekommen. Du weißt schon, diese Nachweise, dass man keine jüdischen Vorfahren hat.«

»Da müsste doch der Name drinstehen.«

»Ich habe sie weggeworfen«, gestand Tante Isolde. »Alle haben das damals gemacht. Keiner wollte etwas behalten, wo die alten Stempel drauf waren.«

Also musste Clara doch auf dem Standesamt Bremerhaven nachforschen. Allzu schwer dürfte es nicht werden, wenn sie Namen und Daten hatte. »Das macht doch nichts«, beeilte sie sich zu sagen. »Wie hieß deine Mutter denn mit Mädchennamen?«

»Trevalyan.«

»Kannst du es aufschreiben?« Ein so ausgefallener Name würde nicht schwer ausfindig zu machen sein.

Isolde Hofmann nickte, griff nach einem neben dem Telefon bereitliegenden Block und schrieb mit ihrer akkuraten Handschrift, die Clara an alte Pergamente denken ließ: »Isabelle Trevalyan, geboren 26. Dezember 1897 in Limarrurru bei Derby, gestorben 18. April 1948 in Bremerhaven.«

»Wo liegt Limarrurru?«, fragte Clara.

»Ich weiß es nicht. Irgendwo in Nordwestaustralien«, erwiderte ihre Tante gleichgültig. »Du bist die Erste, die sich dafür interessiert.«

»Habt ihr euch denn nie gefragt, was eure Großmutter dort erlebt hat? Warum sie überhaupt nach Australien ging? Was sie dort getan hat?«

»Nein. Wir hatten genug mit uns selbst zu tun. Du interessierst dich doch auch erst dafür, seit du glaubst, dass Großmama ein Verhältnis mit einem Eingeborenen hatte.«

Das stimmte. Beschämt gestand Clara sich ein, dass sie ihre Großtante höchstwahrscheinlich nie besucht hätte, wenn diese Geschichte sie nicht dazu getrieben hätte. Sie hatte nicht das geringste Recht, anderen mangelndes Interesse vorzuwerfen.

»Was ist denn das noch?«, fragte sie halb aus Verlegenheit, als unter den letzten Fotografien ein in Ölpapier gewickeltes, flaches Päckchen sichtbar wurde.

»Keine Ahnung. Vielleicht noch ein paar Fotos, die Freya besonders wichtig waren. Mach es ruhig auf. Es lebt ja sonst niemand mehr, der etwas damit anfangen könnte.«

Das schwarze Seidenband zerfiel unter Claras Fingern, als sie behutsam die Schleife lösen wollte. Auch das Ölpapier zerbröselte in unzählige, winzige Bruchstücke, noch während sie versuchte, es auseinanderzufalten. Zwischen den Resten der Umhüllung kam ein hellbrauner Lederbeutel zum Vorschein. Ursprünglich musste er verziert gewesen sein: Auf seiner Oberfläche waren Reste von heller Farbe zu erkennen. Im Unterschied zu dem Papier, in das er gewickelt gewesen war, fühlte das Leder sich erstaunlich geschmeidig und frisch an. Die Reste zweier Vogelfedern steckten noch zwischen Beutel und Lederschnur. Genauer gesagt: die etwa fünfzehn Zentimeter langen Kiele. Alles Übrige war zu Staub zerfallen.

»Ein Totembeutel«, war sich Großtante Isolde sicher. »So ähnliche haben wir uns auch gemacht und alles Mögliche hineingetan. Schneckenhäuser, Münzen, besonders geformte Steine. Leer ihn doch einmal aus.«

Clara gehorchte, und ein paar Klumpen fielen mit einem dumpfen »Plopp« auf die Tischplatte. Einer davon gab allerdings ein ganz anderes Geräusch von sich: Er klirrte.

»Was ist denn das?« Verdutzt schauten beide Frauen auf den undefinierbaren Gegenstand.

»Keine Ahnung.« Clara griff nach dem Bleistift und schob den seltsam geformten Klumpen damit hin und her. Seine matt rostrote Oberfläche wies einige glänzende Kratzspuren auf. »Er ist ziemlich schwer. Eher Metall als Stein«, stellte sie fest. Was für ein seltsames Ding! Kurz entschlossen nahm sie es zwischen zwei Finger und rieb vorsichtig über die Oberfläche. Braunroter Staub rieselte auf den Tisch und überzog ihre Fingerspitzen.

»Vielleicht solltest du es besser abwaschen«, schlug Großtante Isolde vor.

Clara überlegte ein paar Sekunden und entschied sich dann dagegen. »Es gibt sicher einen Grund dafür, dass es in diesem Zustand aufbewahrt wurde.«

Als sie es beiseitelegte, stieg ihr ein vage vertrauter Geruch in die Nase: Eisen. Der rote Staub war getrocknetes Blut!

Im gleichen Moment ging ihr ein Licht auf: Der rätselhafte Gegenstand war ein verformtes Bleigeschoss. Mit ihm war ein Mensch oder ein Tier zumindest verletzt, vielleicht auch getötet worden. Und jemand hatte es aus dem Körper herausoperiert – daher die feinen Kratzer.

Wieso hatte man es aufgehoben?

Als Erinnerung oder als Trophäe?

Zumindest war es möglich festzustellen, ob das Blut von einem Tier oder einem Menschen stammte. Das konnte sie vielleicht sogar selbst. Im Labor hatten sie gerade einige Serum-Präzipitin-Tests auf Menschenblut durchgeführt. Niemand würde etwas dagegen haben, wenn sie den Rest des Serums aufbrauchte, anstatt es zu entsorgen.

Vorsichtig, damit so viel von den Anhaftungen wie möglich hängen blieb, packte sie das deformierte Geschoss wieder in den Lederbeutel und zog die Schnur zu. In seinem Inneren dürfte noch mehr als genug Probematerial für den Test sein.

Großtante Isolde hatte in der Zwischenzeit einen der Steine genauer unter die Lupe genommen. »Ich verstehe nicht viel von Gesteinen«, sagte sie nachdenklich. »Aber ich denke, du solltest sie einem Geologen vorlegen. Ihrer Schönheit wegen wurden diese Brocken nämlich nicht gesammelt.«

»Weswegen dann?«

»Das sollte ein Fachmann feststellen«, sagte die alte Dame ausweichend. »Ich habe da so meine Vermutungen, aber wie gesagt, ich verstehe nicht viel davon. Wenn dieser Beutel Großmama gehörte, dürfte der Inhalt aus Australien stammen.«

»Du denkst, es sind Erinnerungsstücke an ihren Geliebten dort?« Clara dachte an das Blut und erschauerte. »Von seinem Grab?«

»Mag sein.« Großtante Isolde betrachtete sie lächelnd. »Ich hätte nicht gedacht, dass die Jugend heutzutage noch so romantisch ist. Nimm sie mit und zeig sie jemandem, der etwas von Gesteinen versteht. Versprichst du mir das?«

Clara nickte, war jedoch in Gedanken schon ganz woanders. »Wie kommt es, dass du gar nicht so überrascht warst, als du von dem Aborigine erfahren hast? Ich hatte fast den Eindruck, als wüsstest du es bereits.«

»Das nicht, aber man macht sich eben so seine Gedanken.« Die alte Dame streckte eine Hand aus und schob einen der Fotostapel wieder zurecht. »Großmama starb an einer Lungenentzündung, als ich fünfzehn war. Alt genug, um bei der Pflege zu helfen.«

Clara war schockiert. »Warum habt ihr sie nicht ins Krankenhaus gebracht?«

»Sie wollte es nicht. Und die hätten sie dort auch nicht retten

können. Damals gab es keine Antibiotika oder Sauerstoffzelte. Außerdem glaube ich heute, sie wollte nicht mehr leben und hat es darauf angelegt zu sterben. Zumindest hat sie alles dafür getan. Mehr als einmal habe ich sie im Nachthemd am offenen Fenster stehend gefunden. Es war Februar.«

»Und damals hat sie dir davon erzählt?«

»Nein.« Isolde Hofmann sah an Clara vorbei aus dem Fenster und folgte mit dem Blick den Wolken, die der kräftige Seewind vor sich hertrieb. »Es war geradezu gespenstisch. Deshalb kann ich mich wohl auch so genau daran erinnern. Eines Nachts, es ging ihr da schon ziemlich schlecht, kam Siegfried, um mir frische Kompressen zu bringen. Wir unterhielten uns nur ganz leise, um sie nicht zu stören, aber trotzdem schlug sie plötzlich die Augen auf, streckte die Arme nach meinem Bruder aus und sagte laut und deutlich: Da bist du ja endlich, Jandamarra. – Du kannst dir vielleicht vorstellen, wie erschrocken wir waren!«

»Was habt ihr gemacht?«

»Nichts. Was hätten wir denn tun sollen? Siegfried hat noch versucht, ihr zu erklären, dass er ihr Enkel ist, aber ich hatte nicht den Eindruck, dass sie ihm überhaupt zugehört hat. Sie machte einen so glücklichen Eindruck! Nie zuvor habe ich sie so glücklich gesehen.«

Hatte Isoldes Großmutter im Fieberwahn und bei Dämmerlicht ihren Enkel mit seinem Großvater verwechselt, ihrem australischen Geliebten?

Im Alter von siebzehn hatte Siegfried nicht mehr wie ein Kind ausgesehen. Auch wenn seine Gesichtszüge noch weich gewesen waren, hatten sie sicher eine gewisse Ähnlichkeit aufgewiesen. Zumal bei schlechter Beleuchtung.

»Und weiter?«

»Sie starb noch in derselben Nacht. Wir wussten mit dem Gehörten nichts anzufangen, also habe ich mir eingeredet, es hätte sich

wohl um ein walisisches Wort gehandelt. Das hätte gut gepasst.«
Isolde Hofmann sah Clara offen in die Augen. »Ich spürte, dass da
etwas nicht stimmte. Aber damals konnte ich es nicht einordnen,
und später dachte ich nicht mehr daran. Es gab Wichtigeres, als in
Großmamas Vergangenheit herumzustochern.«

Lore 1

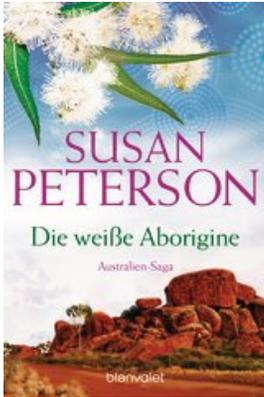
April 1895

Um diese Zeit hatte sie das Deck für sich allein. Die Passagiere der ersten und zweiten Klasse hatten sich in ihre Kabinen zurückgezogen, um sich für das Dinner in Schale zu werfen. Und die aus der dritten Klasse standen vor der Essensausgabe an, um noch möglichst große Portionen zu ergattern.

Niemand war da, der Anstoß daran nahm, dass Lore Hagedorn sich in dem Bereich aufhielt, der für die Reisenden der ersten Klasse reserviert war. Selbst die Wache in ihrer gläsernen Kanzel schaute gelangweilt in die andere Richtung.

Die Maschinen unter ihren Füßen stampften, als kämpften sie mit aller Kraft gegen die Wellen an, die sich vor dem Bug auftürmten, als wollten sie dem Dampfer den Weg versperren. Es war noch nicht der Sturm, den die Barometer voraussagten, aber das Meer wirkte aufgewühlt, beunruhigt. Wenn man einem seelenlosen Wesen so etwas wie Emotionen zuschreiben konnte.

Sie trat an das weiß gestrichene Geländer, umklammerte den obersten Handlauf und starrte in die Tiefe. Unter ihr bildeten helle Gischtwirbel surreale Muster auf der dunkelgrauen Wasseroberfläche. Sie glitten am Schiffsrumpf entlang, als suchten sie nach einer Pforte in der abweisenden Metallwand.



Susan Peterson

Die weiße Aborigine

Australienroman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38341-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2015

Vor der atemberaubenden Kulisse Australiens muss sich eine Frau ihrer Vergangenheit stellen

In einem uralten Lederbeutel entdeckt Clare einen rosafarbenen Diamanten und eine blutige Kugel, die untrennbar mit der Vergangenheit ihrer Familie verbunden sind. Als sie zu recherchieren beginnt, stößt sie auf die tragische Liebesgeschichte zwischen ihrer Ururgroßmutter und dem Widerstandskämpfer Jandamarra, der ein Aborigine war. Davon fasziniert reist Clare nach Australien, um dem Schicksal der beiden nachzugehen. Gemeinsam mit dem attraktiven Anwalt Yagan macht sie sich im Outback auf die Suche nach ihren Wurzeln. Doch sie hätte nie damit gerechnet, dass diese lebensgefährlich sein würde ...

 [Der Titel im Katalog](#)